



Ex-Sicherheitsberater Poindexter vor dem Untersuchungsausschuß: „Die Verantwortung lag bei mir“

Das Watergate-Gespenst ist verschwunden

Erleichterung im Weißen Haus: Der frühere Sicherheitsberater Admiral Poindexter nahm alle Schuld auf sich und befreite den Präsidenten vom schlimmsten Ver-

dacht. Aber Reagans Autorität bleibt angeschlagen, die Aussagen von North und Poindexter zeichneten ihn als einen Mann, der die Kontrolle verloren hatte.

Englands König Heinrich II., einem zum Jähzorn neigenden Herrscher, wird einer der bekanntesten Stoßseuffer der Geschichte zugeschrieben: „Kann mich niemand von diesem fürchterlichen Priester befreien?“ fragte er im Jahre 1170.

Man konnte. Dem König ergebene Ritter erschlugen den widerborstigen Erzbischof von Canterbury, Thomas Becket, in seiner Kathedrale und lösten auf diese Weise zwei Probleme: Der Chef war den unbequemen Kirchenmann los und konnte gleichwohl behaupten, es sei eigentlich gar nicht so gemeint gewesen.

In der Fachsprache moderner Geheimdienstoperationen würde man das heute „glaubhafte Dementierbarkeit“ nennen.

Genau darum war es im Februar 1986, zwei Monate nach seinem Amtsantritt, Ronald Reagans viertem Sicherheitsberater John Poindexter gegangen. Sein Untergebener Oberstleutnant Oliver North war damals zu ihm gekommen und hatte ihm die „saubere Idee“ (North) unterbreitet, den Kampf der nicaraguanischen Contras mit Erlösen aus dem Teheraner Waffengeschäft zu finanzieren.

Das roch zwar nach Ungesetzlichkeit – anderthalb Jahre zuvor hatte der Kongreß gegen Reagans erbitterten Widerstand jede militärische Unterstützung der Rebellen verboten –, war aber zu genial, als daß man die Gelegenheit ungenutzt verstreichen lassen durfte. Poindexter gab North sein Okay und verschwieg die Entscheidung gegenüber dem obersten Chef.

Es war genau neun Minuten vor zwölf am Mittwoch vergangener Woche, als John Poindexter, 50, vor den Untersuchungsausschüssen des US-Kongresses zur Iran-Contra-Affäre den Präsidenten aus der schlimmsten Verlegenheit seiner Amtszeit rettete. „Die Verantwortung“, sagte der Admiral mit gelassener Stimme aus, „liegt bei mir. Ich traf die Entscheidung... Ich war überzeugt, auch der Präsident hätte das letztendlich für eine gute Idee gehalten. Aber ich wollte nicht, daß er mit dieser Entscheidung in Verbindung gebracht wird.“

Die Erleichterung war spürbar, das Watergate-Gespenst verschwunden. Monatelang hatte eine Mehrheit der Amerikaner ihrem Präsidenten nicht abgenommen, daß er von der trickreichen Weiterleitung der Iran-Gelder nichts gewußt habe. Nun spielte Reagan mit lachendem Gesicht den Siegesicheren, als er von Poindexters Aussage erfuhr: „Was ist so neu daran? Das habe ich seit sieben Monaten gesagt.“

Im Kongreß und im Weißen Haus liefen ungezählte Telephonanrufe auf. Fernsehzuschauer verlangten die Einstellung der Ermittlungen. Republikaner, die ihren Glauben an den Präsidenten wiedergefunden hatten, trumpten auf. Selbst Henry Kissinger, dem es „nicht im Traum eingefallen wäre“, eine solche Entscheidung allein zu fällen, „obwohl ich ein wesentlich zupackenderer Sicherheitsberater war“ als Poindexter, empfahl einen beschleunigten Abschluß der Untersuchungen.

Aber daraus wird so schnell nichts werden. Denn Poindexters Aussagen waren keineswegs durchgehend so er-

freulich für den Präsidenten. Zudem haben die Anhörungen der vergangenen zwei Wochen im Bewußtsein der Amerikaner den eigentlichen Kern des Skandals bloßgelegt: einen schlimmen Verfassungskonflikt zwischen Regierung und Parlament über die Kompetenzen in der amerikanischen Außenpolitik.

Den Reagan-Mitarbeitern konnte nicht gefallen, daß Poindexter bestätigte, der Präsident habe Anfang Dezember 1985 in der Tat ein Dokument unterzeichnet, das eine zuvor erfolgte Waffenlieferung von Israel an den Iran als Tauschgeschäft für die Freilassung von damals fünf amerikanischen Geiseln definierte.

Zunächst hatte Reagan einen solchen Deal strikt geleugnet, später zugegeben, die ursprünglich als Öffnung zum Iran gedachte Initiative sei zu einem Geiselschäft „verkommen“. Nach Auffliegen des Skandals hatte der hilfsbereite Admiral unter anderem auch dieses Beweisstück mit der Präsidentenunterschrift vernichtet.

Vor der Tower-Kommission hatte Reagan Anfang des Jahres bestritten, von der Contra-Unterstützung aus dem Sicherheitsrat gewußt zu haben. Auch das war wohl nicht die ganze Wahrheit.

Regelmäßig berichtete Poindexter dem Präsidenten (von dem er die Aufgabe erhalten hatte, Nicaraguas Rebellen „am Leben“ zu halten) über die anhaltende Contra-Unterstützung. Reagan blieb dabei nicht unbekannt, daß North eine entscheidende Rolle spielte. Ob Poindexter den Präsidenten nicht doch davon unterrichtet hatte, daß North diesen Krieg gewissermaßen aus dem Wei-

Ben Haus heraus lenkte, blieb allerdings Ende vergangener Woche unklar.

Denkbar wäre ja auch, daß der Admiral seinem Präsidenten einen letzten Dienst erweisen wollte, indem er alle Schuld auf sich nahm. „Dieser Mann wird nie etwas sagen, was seinem Oberbefehlshaber schaden könnte“, sagte Arthur Liman, Chefjurist des Senatsausschusses. „Wie können wir sicher sein, daß er nicht immer noch den Präsidenten schützt?“

Der Iran-Contra-Skandal hatte Reagan von Anfang an in eine Zwickmühle gesperrt: Hätte er, entgegen seinen Behauptungen, von der Weiterleitung der Gelder gewußt, wäre ein Impeachment-Verfahren mit dem Ziel seiner Absetzung nicht mehr auszuschließen gewesen. Jetzt aber, nach der Aussage Poindexters, steht er als jemand da, der nicht weiß, was im Weißen Haus passiert.

Ohne Zweifel ist letzteres das geringere Übel. Denn was im Sicherheitsrat vorging, war nach Ansicht des demokratischen Ausschußmitglieds Dante Fascell geeignet, „unser demokratisches Gewebe zu zerstören“.

Die Aussagen von North und Poindexter mögen den Präsidenten entlastet haben. Das schauspielerische Naturtalent North mag sogar dem Präsidenten die Aufgabe erleichtert haben, neue Contra-Gelder im Kongreß einzufordern. Aber die Auftritte der beiden haben auch klargemacht, daß im Weißen Haus Außenpolitiker aus eigenem Recht am Werk waren, die weder von ihren Vorgesetzten noch vom Parlament überwacht wurden, sich gegenüber niemandem verantwortlich fühlten, getrieben lediglich von ihrem Willen, die Reagan-Doktrin

auch gegen Öffentlichkeit und Parlament weltweit durchzusetzen.

Die Privatisierung der Außenpolitik während der Reagan-Administration war längst nicht mehr nur Folge des Übereifers zweier bessener Militärs im Weißen Haus. Sie hatte, über den Rahmen des Iran-Geschäfts und der Contra-Finanzierung hinaus, bereits Zeichen einer permanenten Struktur angenommen.

„So wie ich es verstanden habe“, berichtete North, „stellte sich (der verstorbene CIA-Direktor) Casey eine überseeische Organisation vor, die in der Lage sein sollte, eigenständig Unternehmungen durchzuführen, um die Ziele der amerikanischen Außenpolitik zu unterstützen. Sie sollte voll selbständig sein, sich aus eigenen Mitteln finanzieren und unabhängig von bewilligten Geldern agieren.“

Weil eine solche Organisation nicht auf vom Parlament bewilligte Gelder angewiesen gewesen wäre, hätte sie auch niemandem, im Extremfall nicht einmal dem Präsidenten, Rechenschaft ablegen müssen.

Ganz nebenbei, so als handelte es sich in keiner Weise um einen Anschlag auf das Grundprinzip der Demokratie, berichtete Poindexter von ähnlichen Überlegungen schon in den ersten Jahren der Reagan-Administration.

Denn vor dem Eifer der endlich an die Macht gekommenen Ideologen, den Kommunismus „auf den Schutthaufen der Geschichte“ (Reagan) zu werfen, erschien selbst die CIA zu lahm. Dort, so meinten viele Reagan-Gehilfen, saßen Bürokraten, die, eingeeengt durch unzählige Vorschriften, den Mut verloren hätten, riskante Aufträge zu übernehmen. Daß etwa der ehemalige CIA-Vize John McMahon auf eine Legalisierung der Waffenlieferungen an den Iran drängte, empfand Poindexter als „Belästigung“.

Ohne erkennbare Reue bestätigte Poindexter, daß die Dimensionen des „Unternehmens“ North längst über die Contra-Finanzierung hinausgereicht hatten. So wurde mit den Geldern aus dem Iran-Geschäft ein Schiff besorgt, von dem aus die CIA Radiosendungen nach Libyen ausstrahlte. Andere Mittel wurden für bislang noch unbekannte gemeinsame Unter-



Volksheld North, Ehefrau Betsy*
Hang zur Prahlerei

* Mit Glückwunschtelegrammen.

Zu Ihrem Erfolg!

Erkennen Sie die Zeichen der Zeit, ohne EDV geht im Berufsleben bald überhaupt nichts mehr! Programmieren Sie selbst Ihre berufliche Zukunft, wir helfen Ihnen dabei. Unser Qualifizierungsangebot umfaßt 3 große Bereiche:

EDV-Berufe

Qualifizierungsmaßnahmen in Voll-/Teilzeit für Akademiker, Kaufleute, Techniker, Umschüler, Studienabbrecher, Zeitsoldaten ab 17.8./26.10., z.B.:

- EDV-Fachmann für Akademiker
- EDV-Fachdozent (EDV-Instruktor)
- Organisationsprogrammierer (IBM)
- Wirtschaftsinformatiker
- Wirtschaftsinformatiker
- CAD-Konstrukteur
- Software-Entwickler (UNIX)

Computer-Qualifikationen

für Sachbearbeiter, Sekretärinnen und Computerbenutzer, in Voll-/Teilzeit ab 31.8./3.10.:

- Computer-Führerschein in VOLL-/Teilzeit mit MS-DOS, WORD, LOTUS 1-2-3, DBASE III
- Kfm. EDV-Fachqualifikationen
- Kommunikationsassistentin (für Akademikerinnen)

EDV-Seminare

136 Intensivseminare mit über 1000 Terminen und maßgeschneidert auf Ihre Bedürfnisse – zum Beispiel:

- Arbeiten mit dem PC (5.-6.10., 580 DM, München)
- Der PC als Managementinstrument (19.-20.10., 780 DM, Frankfurt)
- PC-Anw.: Planungs- u. Entsch. Hilfen (21.-23.10., 980 DM, München)
- Software entwickeln mit UNIX (19.-23.10., 1800 DM, München)
- Lokale Netze auf PC-Basis (26.-28.10., 980 DM, München)

Control Data Institut ist Europas Nr. 1 der EDV-Berufsbildung:

- 20 Jahre Qualifizierungs-Erfahrung
- 25.000 erfolgreiche Absolventen
- Über 2000 Computer-Trainingsplätze
- Ständig über 8000 Teilnehmer in Berlin, Hamburg, Hannover, Göttingen, Dortmund, Bonn, Frankfurt, Saarbrücken, Stuttgart, Tübingen, München, Nürnberg
- Staatl. Förderung AFG, ESTG, SVG möglich

Rufen Sie die 87er Kataloge ab:
„EDV-Berufe, Computerqualifikationen“ (Vollzeit, Teilzeit), „EDV-Intensivseminare“.

**CONTROL DATA
INSTITUT**
☎ 089/523910
Karlst. 42, 8000 München 2 (nahe Hbf.)

„Ist unser ganzes Land verrückt geworden?“

SPIEGEL-Reporterin Valeska von Roques über den Heldenkult um Oliver North

High Noon in Washington, zwölf Uhr Mittag, am Dienstag der vorigen Woche: In Charles' Barbershop an der K-Street läßt sich der Student Michael Bircumshaw einen „Ollie“ verpassen. Ein Rasierapparat zieht ihm militärisch akkurate Konturen in die Frisur.

Wie anders sieht doch Mike jetzt aus – kantig, frisch und wagemutig, noch kein Abbild des Oberstleutnants Oliver North, aber in seinem Sinne transformiert. „Hurra, ein Contra“, ruft jemand.

Um den Friseur George Pettinato und seinen Kunden drängt sich ein Pulk begeisterter Studenten; drei Fernsehteams und etliche Photographen dokumentieren das Geschehen. Nach dem jungen Michael Bircumshaw werden sich noch neun seiner Kommilitonen auf dem Stuhl niederlassen, um ihren „Ollie“-Haarschnitt zu empfangen, und das ist durchaus als Ereignis gedacht.

Denn hier soll nicht einfach eine Mode nachgeäfft werden, wie anderswo dieser Tage in den Friseursalons von Washington, die den militärischen Kurzhaarschnitt des brandneuen Volkshelden Oliver North ins Programm nahmen.

Mit dem rituellen Opfer des Haupthaars in Charles' Barbershop soll vielmehr, so sagen die Wortführer der Aktion, eine „politische Geste“ vollzogen, ein „Symbol der Unterstützung für Oliver North“ geschaffen werden: als ein Zeichen von Solidarität für die „Widerstandsbewegung von Nicaragua“.

Zu solchen Taten inspirierte Oliver North, 43, seine Nation – und zu noch ganz anderen.

Weil das Wort „hero“ auf amerikanisch auch ein übergroßes Sandwich bezeichnet, erdachten Patrioten überall in den USA allerlei phantastische Möglichkeiten, sich Ollie North quasi einzuverleiben.

Im Old Man River Doghouse, einem Imbiß in Tonawanda, New York, erläuterte Besitzer Chuck Miano vorige Woche den Aufbau seiner gewaltigen Ollie-North-Klappstulle.

„Es besteht aus blutrotem amerikanischen Rindfleisch“, sagt er einem Reporter der „Washington Post“, dazu kommen ein wenig zerkleinerter Salat „aus dem Reißwolf“, eine „Bank“ aus Schweizer Käse. Schließlich wird das Ganze mit einer „streng geheimen Soße“ getränkt, nach einem „alten iranischen Rezept“.

Das Sandwich kostet 2,49 Dollar oder – in der Währung Nicaraguas – 3000 Córdoba.

Höchste Aufregung um Oliver North herrscht verständlicherweise auf dem



Sympathiekundgebung für North: Gott ist auf seiner Seite

amerikanischen Medienmarkt. Der Mann ist heiß, heiß, heiß – noch ehe er ein Wort geschrieben hat. Und dann erst die schwindelerregenden Aussichten, wenn die Film-, Fernseh- und Videorechte für die Oliver-North-Story versteigert werden: „Kein Preis ist zu verrückt“, meint Michael Korda vom großen Verlagshaus Simon & Schuster. Er weiß es. Für die Memoiren des einstigen Budgetdirektors David Stockman mußte die Konkurrenz über zwei Millionen Dollar auf den Tisch legen.

Puppen in der Gestalt von Oliver North, Schallplatten mit Songs über ihn, Grußkarten, Plakate, T-Shirts, Ansteckknöpfe und Aufkleber: Fast über Nacht erblühte in den USA ein wildwüchsiges Sortiment weltlicher Devotionalien für Oliver North.

Jähren Ruhm, kulthafte Verehrung hat es schon für andere politische Figuren vor ihm gegeben. Selten sproß ein Kult so heftig, so schnell und so bizarr wie der um Oliver North. Manchem Amerikaner wurde unheimlich dabei. Und so mehrten sich in der vergangenen Woche in Tageszeitungen Briefe von Leserinnen und Lesern, die Entsetzen äußerten.

„Ist denn unser ganzes Land verrückt geworden“, schrieb Joyce McConnell aus Clifton, Virginia, an die „Washington Post“. „Wir sollten besser aus der Phantasiewelt unserer Macho-Helden aufwachen“ und anfangen, „uns auf das

unschätzbare politische System zu besinnen, das wir haben“.

Doch so schnell geben die Amerikaner einen frisch entdeckten Helden nicht auf. Dafür war ihr Hunger nach Helden zu groß, ihre Beteiligung an dem politischen Psychodrama zu tief, in das Oliver North sie in den letzten Wochen verwickelte.

Es war schwer von patriotischem Kitsch, und es schmeckte stark nach Hollywood, doch zugleich rührte es mächtige amerikanische Mythen auf, kollektive Sehnsüchte nach einer Zeit, in der, wenigstens in der Projektion nach rückwärts, Amerika heil und unschuldig war. Das wirkte auf die Gemüter wie ein Rausch.

In Bars, in Kaufhäusern, beim Zahnarzt, auf der Post: Allüberall flimmerte in den beiden letzten Wochen überlebensgroß von den Bildschirmen das kernige Gesicht des Oliver North, in dem die „Washington Post“ geradezu rhapsodisch das „Gesicht Amerikas“ erkannte.

Und als er mit seinem Fernsehauftritt vor dem Kongreßausschuß den „Hügel erstürmte“ („Newsweek“), da ritt unsichtbar und ohne daß sie genannt werden mußten, eine ganze Schwadron amerikanischer Helden mit: Kapitän Ahab, der in dem Riesenwal Moby Dick alle finsternen Mächte der Natur bekämpfte; oder Daniel Boone und Dave Crockett, die in der von Mexikanern belagerten

Festung Alamo zugrunde gingen; oder General Custer, der am Little Bighorn einer Übermacht von Indianern erlag.

Namen über Namen, und ein gemeinsamer Mythos: Amerika kam, um die Welt zu erlösen. Diese Nation folgt einem besonderen, göttlichen Gesetz, und das halten mutige einzelne hoch, auch wenn sie dabei schon mal ein irdisches Gesetz brechen müssen.

Der einsame Cowboy, der selbsternannte Vigilant – sie besorgten das Recht auf eigene Faust, mit dem eigenen Gewehr: Zum Teufel mit kleinlichen Vorschriften. So darf praktisch ungestraft ein Bernard Goetz in der New Yorker U-Bahn schwarze Jugendliche niederstrecken, von denen er sich bedroht glaubt. So gewinnt auch ein Oliver North die Herzen der Amerikaner, wenn er gegen eine feindliche Welt antritt, in der Commies und Terroristen ihr Unwesen treiben – wer muß angesichts dieses höheren Ziels noch auf alberne Einreden schwadronierender Volksvertreter aus Washington Rücksicht nehmen?

Auch wie andere Nationen sich selber regieren wollen, muß dann nicht debattiert werden. Amerika hat ein Einspruchsrecht. Gott ist auf seiner Seite. Oliver North glaubt an diese Mission seines Landes. Er verkörpert sie geradezu, und das war Balsam für seine Landsleute. Sie hören gern, wie er gegen den Kongreß wütete: „Ihr seid Spieler und Schiedsrichter zugleich. Und am Ende erklärt ihr euch selbst zum Sieger...“

Dafür fand er heftigen Beifall bei seinem Publikum. Denn für viele von ihnen ist der Kongreß, ist Washington mit seinen gelackten Rechtsanwälden und korrupten Politikern zum Symbol allen Übels geworden, das ihr Leben bedroht – so wie einst die Wildnis das Leben der frühen Siedler.

„Viel Glück gegen diese üblen Hyänen“, telegraphierte ein US-Bürger dem Marineinfanterieoffizier zu seiner Anhörung im Kongreß. Er meinte seine gewählten Volksvertreter, die Abgeordneten und Senatoren.

Die Enttäuschung über ihre politischen Institutionen sitzt den Amerikanern tief in der Seele. Nach den traumatischen Erfahrungen von Vietnam und Watergate hatten sie zweimal auf Präsidenten gesetzt, die Erneuerer sein wollten, eine geläuterte Politik versprochen, die mutig und ehrlich zugleich sein sollte.

Der hochherzige Jimmy Carter, der Amerika nie belügen wollte, entpuppte sich am Ende doch als kalter Machtpoli-

tiker, der mit den US-Geiseln in Teheran um seine Wiederwahl pokerte. Und Ronald Reagan verwickelte sich in ein schmieriges Waffengeschäft mit eben jenen vorgeblichen Terroristen, die er öffentlich in Acht und Bann getan hatte.

Daß nun ausgerechnet Oliver North, der Mann, der den Waffendeal fingerte, begeistert auf den Schild der öffentlichen Zuneigung gehoben wurde, erscheint widersprüchlich und folgt doch einer inneren Logik.

Aus seiner Sommerfrische in Beaver Island, Michigan, schrieb der Kolumnist David Broder über eine Nachbarin, die ihm bekannte, daß die Leute in der Gegend „Oliver North zum Präsidenten wählen würden, sobald er nur aus dem



North-Fan: „Er sagt wenigstens, wann er lügt“

Gefängnis raus ist“. Begründung: „Wir erwarten, daß uns die Leute in Washington belügen. Er sagt uns wenigstens, wann er lügt und wann nicht.“

Als er mit seinem treu-amerikanischen Blick und dem zahnлückigen Lächeln eines Huckleberry Finn vor seinen Inquisitoren saß, fanden die Leute in ihm, meint Broder, „eine Mischung der Tugenden, von denen sie glaubten, sie hätten sie in den letzten beiden Präsidenten gefunden – nur um zu entdecken, daß sie genarrt worden waren“.

Auch unter der Jugend ist schließlich der Wunsch nach neuen alten Werten zu bemerken. In Charles' Barbershop verlangte eine Kundin zu wissen, ob denn nun auch ein Fawn-Hall-Haarschnitt – die kesse Frisur der schönen Ex-Sekretärin von North – geboten werde. Sie wurde streng von den Studenten korrigiert. Nachahmenswert sei doch allenfalls die Frisur der North-Gattin Betsy.

nehmungen mit den Israelis reserviert.

Ob „the enterprise“ ein dauerhafter Erfolg im Sinne der Erfinder geworden wäre, ist dennoch zu bezweifeln. Wenn das Geschäft nicht an der schieren Geldgier seiner privaten Subunternehmer zusammengebrochen wäre, Norths Hang zu prahlerischer Angabe hätte es irgendwann bestimmt gefährdet.

So konnte Poindexter den Oberstleutnant nur in letzter Minute davon abhalten, die Umleitung der Iran-Gelder an die Contras auf einer Sitzung der Planungsgruppe des Nationalen Sicherheitsrates zu verkünden, an der auch Kabinettsminister teilnahmen. Andererseits versuchte Poindexter vergebens, North daran zu hindern, seine Aktionen mit Casey abzusprechen, der – nach Aussage des Oberstleutnants – mindestens der Ziehvater des ganzen Unternehmens war. „Meine Philosophie ist“, verteidigte sich Poindexter trotzig, „daß Geheimnisse am besten dadurch gewahrt werden, daß man sie nicht weitererzählt“ – schon gar nicht Parlamentariern.

Vergangenen Montag hatten sich die Abgeordneten der Untersuchungsausschüsse vom Charisma des blauäugigen Marineinfanteristen erholt und erteilten dem Prediger von Gottes- und Vaterlandsliebe nun ihrerseits ein paar Grundlektionen in Demokratie. Sie waren ebenso an Ronald Reagan gerichtet.

Für den Abgeordneten Jack Brooks war klar, daß „eine Demokratie diese Art von Mißbrauch nicht überleben kann“. Senator George Mitchell antwortete North, der sich bei seiner Contra-Werbung auf den lieben Gott berufen hatte, daß dieser, „obwohl er regelmäßig darum gebeten wird, in der amerikanischen Politik nicht Partei ergreift“.

Mit zitternden Händen las der Republikaner Warren Rudman Reagans Parade-Oberstleutnant die Leviten. Der Senator, der in der Vergangenheit für militärische Contra-Hilfe gestimmt hatte, wies darauf hin, daß kein Kongreß auf Dauer einen Krieg ohne die Zustimmung der Wähler unterstützen könne, denen „die Verfassung auch das Recht gibt, sich falsch zu entscheiden“. Denn „was Ronald Reagan denkt oder was Oliver North denkt, was ich denke oder was irgend jemand sonst denkt, macht nicht den geringsten Unterschied, wenn das amerikanische Volk sagt, daß jetzt Schluß ist“.

Daß Ronald Reagan die Regeln der US-Demokratie so arg strapaziert hat wie selten einer vor ihm, scheint diesen immer noch hochbeliebten Präsidenten kaum zu bekümmern.

Der Legende nach zeigte Heinrich II. seine Trauer über den Tod des Erzbischofs Thomas Becket dadurch, daß er in der Kathedrale von Canterbury den Weg zum Altar auf Knien zurücklegte. Reagan will sich mit einer Fernsehrede nach dem Ende der Hearings begnügen. ♦